

Petrarca und seine Bücher

Von H a n n s W i l h e l m E p p e l s h e i m e r

1.

Lauras Geheimnis und des Canzoniere kostbare Schönheit — wie leitel ist doch die Erregung des Poeten und wie kühl ihr Prunk gegen seine zarte und innige Liebe zu den Büchern! Und wie fragwürdig wird die Sicherheit, mit der er die erdachte Leidenschaft zu einer fernen Frau in der Mitte seines Daseins sieht, — wenn wir erst die stille und stetige Erhellung und Erwärmung kennen, mit denen seine „stummen Freunde“ ihm Leben und Arbeit umgeben!

Petrarca ist noch ein Knabe und noch lange nicht fähig, den Sinn dessen, was er liest, zu verstehen, als ihn der süße Wohllaut und majestätische Gang ciceronianischer Perioden und vergilischer Verse im Innersten entzücken. Er ist ein alter Mann, als er erzählt: so unverlierbar haftet in seinem Ohr dieser erste Anruf der Alten, der ihn zum Humanisten und mit Notwendigkeit auch zum Bücherfreund gemacht hat; denn zwischen beiden ist kein Unterschied. Sehnsüchtig nach den Stimmen der alten Dichter und wie ein wahrer Liebhaber auf jede Nachricht vom Wesen und Leben der großen Männer, Philosophen, Schriftsteller und Geschichtsschreiber des Altertums erpicht, fängt er an, ihre literarische Hinterlassenschaft aufzuspüren und Bücher um sich zu versammeln: Zeugen und stets bereite Unterredner zu dem einzigen, unerschöpflichen Thema des klassischen Altertums.

Wie wenig er dem großen Heer der Sammler gleicht, die fast zufällig auf das Buch (statt auf Münzen und Waffen) verfallen, zeigt seine Begegnung mit Richard de Bury, die in der Geschichte der Bibliophilie Epoche macht. Petrarca ist 29 Jahre alt, als er (im Jahre 1333) im Hause seines Gönners, des Kardinals Giovanni Colonna, dem nachmaligen Lordkanzler Englands und sehr berühm-

ten Verfasser des „Philobiblon“ vorgestellt wird; ein eleganter, liebenswürdiger Kleriker, doch ein wenig zu weich und zu verspielt und sicherlich viel zu eitel auf seine Sonette und seinen Avignoner Ruhm, um dem gestrengen Theologen aus dem Norden zu gefallen. So wirbt er vergeblich um diesen Gewaltigen, von dessen Bücherreichtum man sich in Avignon Wunderdinge erzählt, und vergeblich zwingt er sich, einen „feurigen und gelehrten Geist“ zu bewundern, wo er sonst einen trockenen, mit unnützem Wissen angefüllten Scholastiker verspottet hätte. De Bury findet so wenig Bemerkenswertes an dem kleinen italienischen Kleriker, daß er sich künftighin nicht einmal die Mühe nimmt, seine Briefe zu beantworten.

Petrarca hat dabei nicht viel verloren. Er hätte im „Philobiblon“ (in dem der Engländer später seine Ansichten über den Nutzen der Bücher und seine Sammlergrundsätze niedergelegt hat), er hätte selbst in der Bibliothek dieses Mannes nur Weniges nach seinem Geschmack gefunden. Er hat mit ihm nichts zu teilen und nichts zu tauschen; die Trennung der Geister, die wir als Scholastik und Humanismus begreifen, geht hart und schroff zwischen ihnen hindurch.

De Bury ist Bücherjäger; seine Beute ist tot; er beklagt es, aber nicht sehr ernst, daß ihm Ämter und Würden keine Zeit zum Lesen lassen. Petrarca nimmt niemals ein Buch nur eben für ein Buch, und niemals hat er eines begehrt oder besessen, das er nicht lebendig hätte machen können.

2.

Die Geschichte seiner Sammlung ist von Pierre de Nolhac bis in alle Einzelheiten erforscht und (auf den ersten 120 Seiten seines Werkes „Pétrarque et l'humanisme“², Paris 1907) mit großer Gelehrsamkeit niedergeschrieben. Sie beginnt mit einer kleinen Tragödie, einem richtigen Überfall des Vaters Petracco, der einmal unvermutet in Montpellier auf Petrarcas Studentenbude erscheint und — sehr wenig zufrieden mit den juristischen Kenntnissen seines Sprößlings, doch völlig klar darüber, wo er die Ablenkung zu suchen habe — die Lateiner aus ihren Verstecken zieht und ins Feuer wirft. Sie endet mit der wirklichen Tragödie der Zertrümmerung des petrarchischen Bücherschatzes nach dem Tode des Dichters.

Petrarca durfte hoffen, seine Bibliothek gegen ein so unrühmliches Ende gesichert zu haben. Er hatte im Jahre 1362 mit der Republik Venedig einen Vertrag geschlossen, danach er sich verpflichtete, gegen Überlassung eines geeigneten Wohnhauses der Kirche von San Marco seine Bücher zu vermachen. Schon sah er im Geiste seine bescheidene Sammlung in der Obhut der reichen Stadt zu einer großen öffentlichen Bibliothek geworden und die Überlieferungen des klassischen Altertums auch auf diesem Gebiete wieder aufgenommen; aber der Vertrag wurde nicht erfüllt. Denn als Petrarca, der Venedigs Gastfreundschaft und den Palazzo delle Due Torri an der Riva degli Schiavoni nur fünf Jahre in Anspruch genommen hatte, im Sommer 1374 zu Arquà bei Padua starb, waren die Beziehungen dieser Stadt zu Venedig so gespannt, daß an Auslieferung der Bücher nicht zu denken war. Mehr noch: die Bibliothek wurde trotz der Warnungen und Bemühungen der Freunde zerschlagen. Einigermassen zusammen blieb nur der Teil der Sammlung, den der Signor Paduas Francesco Carrara, der offenbar nicht vergebens einen Petrarca zum Freunde hatte, in seinen Besitz brachte. Der Carrara freilich erfreute sich seines Schatzes nicht sehr lange; im Jahre 1388 nahmen ihn die Visconti als Kriegsbeute mit nach Mailand und im Jahre 1499 die Franzosen unter demselben Titel mit nach Blois; heute gehört er der Nationalbibliothek zu Paris: zusammengeschmolzen auf 26 Handschriften, die nach Nolhacs zuverlässiger Prüfung mit Sicherheit aus Petrarcas Eigentum stammen und mit einem weiteren Dutzend aus verschiedenen anderen französischen und italienischen Bibliotheken den Rest des petrarchischen Bücherbesitzes darstellen.

Ein schmaler Rest, aber von unschätzbarem Werte durch die Autographen (in der Vaticana) und einige seiner schönsten und geliebtesten Bände: seinen Vergil (in der Ambrosiana zu Mailand), den er trotz seines Gewichtes auch auf Reisen mit sich führt und dem er wie einem Freunde die bewegenden, meist schmerzlichen Ereignisse seines Lebens anvertraut; die Briefe Abälards (in der Nationalbibliothek zu Paris), die er ebenfalls durch persönliche Eintragungen auszeichnet; seinen Horaz (in der Laurenziana zu Florenz), den er im November 1357 in Genua erwirbt, als er die vernichtenden Nachrichten über Rienzos römische Revolution empfängt; seine Handschrift der Divina Commedia (in der Vati-

cana), die ihm als Geschenk Boccaccios teuer ist, und die auf seine Anregung und seine Kosten hergestellten lateinischen Übersetzungen der Ilias und Odyssee (in der Nationalbibliothek).

Es wäre gefährlich, aus diesen Resten und allerlei Nachrichten über Erwerbungen und Verluste allein auf das Ganze der petrarchischen Bibliothek zu schließen; doch gibt die Untersuchung seiner Gelehrsamkeit und vorzüglich die Beobachtung seiner Benutzung der alten Autoren hinlängliche Handhabe, fast in jedem einzelnen Fall über Petrarcas Besitz zu entscheiden und geradezu noch nachträglich ein Verzeichnis seiner Bücher aufzustellen, wobei auch vorsichtige Schätzung auf rund 200 Bände, und da es sich fast durchweg um Sammelbände handelt, auf das Mehrfache dieser Zahl an Werken kommt.

3.

Die Sammlung seiner so ausgedehnten und vollständigen Bücherei steht ebenbürtig neben Petrarcas dichterischem und gelehrtem Werk, und seine Philosophie und Geschichtschreibung eröffnen das kommende Zeitalter des Humanismus nicht glänzender als seine Bibliothek. Er ist der Wegbereiter jenes seltsamen Zuges literarischer Entdecker und Eroberer, die in den nächsten Jahrhunderten zuerst in Italien, dann aber auch in den Ländern der Barbaren die Bibliotheken der Klöster, Höfe und Burgen nach den vergessenen Werken der Alten durchstöbern und mit dem Gelde ihrer Gönner oder der Unbedenklichkeit des Sammlers „die ruhmreichen Väter aus den Kerkern Deutschlands und Galliens befreien“, und lange bevor von den Konzilien zu Konstanz und Basel die humanistischen Kirchenfürsten und ihre findigen Sekretäre zu regelrechten Beutefahrten ins unwirtlich nordische Land ausschwärmen, lange bevor in der beginnenden Türkendämmerung ebenso begeisterte wie geschäftstüchtige Männer die Reste der griechischen Literatur nach Italien retten — hat Petrarca diese Länder für Büchergewinne ins Auge gefaßt. Nach Griechenland zwar solche Verbindung zu schaffen, war sehr schwierig, und wir begreifen den Stolz des Dichters, als es ihm endlich glückt, durch Vermittlung eines kaiserlichen Gesandten aus Konstantinopel einen Homer zu beziehen; dagegen lag Frankreich von Avignon aus vergleichsweise bequem. Schon auf seiner ersten Reise nach Norden (1333) besucht

Petrarca Paris, die „Mutter der Wissenschaften unserer Zeit“, und ganz gewiß führen ihn seine dortigen Freunde auch durch die Bibliotheken; aber der Anblick so reicher Schätze, der doch den trockenen De Bury in eine Art poetischer Raserei versetzt, läßt den ersten Humanisten kalt; er schweigt. Vielleicht, weil er wirklich die Franzosen nicht leiden kann, wahrscheinlich aber, weil er die durchaus scholastische Atmosphäre der französischen Hauptstadt nicht liebt und nicht wie der reiche Engländer seine Erwerbungen also einleiten kann: „Dort öffneten wir unseren Schatz und lösten die Riemen unserer Börse und streuten freudig das Geld aus und erstanden unschätzbare Bücher für Sand und Staub.“ Dagegen bringt Petrarca aus Lüttich die Abschrift zweier vergessener Reden Ciceros heim, und seine Entdeckerfreude strahlt aus der Beschreibung der Schwierigkeiten, in dieser „guten Barbarenstadt“ ein wenig Tinte zu beschaffen, wie aus der Erinnerung an die bange Freude, mit der er unterwegs die Türme einer einsamen Abtei begrüßt hat, weil er hier auf unentdeckte Bücher hoffte.

Und dies bleibt auf allen seinen Reisen, die ihn im Verlaufe eines langen Lebens fast in jede Stadt Italiens und jenseits der Grenzen bis nach Aachen, Köln und Prag führen, seine erste Sorge, daß er nach Büchern Ausschau halte, und bei jedem Fremden, den er kennenlernt, die erste Frage, ob er ihm nicht etwa aus seiner Heimat seltene Handschriften besorgen könne. So schafft er fast ohne Mittel eine richtige Bewegung von Nachforschungen nach klassischen Autoren und hält nur durch seine Liebenswürdigkeit (bei De Bury glückt es ihm freilich nicht) seine Sendlinge in Frankreich, England, Spanien und Deutschland, unterrichtet sie bei persönlichen Zusammentreffen über seine brennendsten Wünsche und sucht sie, wenn sie erst in ihre Heimat zurückgekehrt sind, durch Briefe, Geldsendungen und Listen der ersehnten Werke immer wieder anzuspornen. Auch zögert er nie, selbst Unbekannte anzugehen, wenn er sie im Besitz seltener Handschriften weiß, und wie sich mit seinem Ruhm auch das Gerücht seiner seltsamen Liebhaberei verbreitet, nahen ihm andere, die mit einem lateinischen Band seine kostbare Freundschaft zu gewinnen hoffen.

Sicherlich hat er keinen von ihnen enttäuscht, denn einem Buche konnte er nicht widerstehen. Das weiß er selber sehr wohl und spricht davon bald wie von einer Krankheit, bald wie von einer

Narrheit, halb belustigt, halb traurig, immer aber ohne jede Absicht, etwas daran zu ändern. Er sieht, daß dieses „Leiden“, das ihn von Jugend auf verzehrt, mit dem Alter und mit wachsendem Erfolg nur schlimmer wird, aber immer wieder findet er sich selber und anderen gegenüber neue wundervolle Worte, es zu verteidigen. Ganz gewiß ist seine Bücherliebe die einzige Leidenschaft, der er in seinem Leben wirkliche Opfer gebracht hat. Er kann um ein Buch zittern wie andere nur um eine Frau; wenn seine Freunde einem seltenen Werk auf der Spur sind, lebt er in einer schrecklichen Angst, sie möchten sich nicht genügend beeilen oder zu wenig bieten, und fleht sie an, doch ja seinen Geldbeutel nicht zu schonen. Er erträgt die Schreiber, von denen gewöhnlich sechs bis acht für ihn tätig sind, um der Bücher willen quält er sich zu Hause und auf Reisen mit diesen dummen, unwissenden und leichtfertigen Menschen, dieser „Pest“ eines Jahrhunderts, das von seinen Köchen Prüfungen fordert, aber Schreiber werden läßt, wer sich selber dazu fähig erachtet; und wenn es gar nicht mehr anders geht, schreibt er selber besonders teure und schwer lesbare Werke ab, um sie in sauberen und genauen Stücken in seiner Bücherei zu haben.

4.

Es gibt eine sehr hübsche alte Miniatur (in einer Handschrift der „Trionfi“), die uns den Dichter in seiner Bibliothek vorführt. Da sitzt er im Lehnstuhl vor einem Pult, die Füße auf einem kleinen Bänkchen, in der einen Hand die Feder, in der anderen das Radiermesser; vor ihm und neben ihm aufgeschlagene Bände und ganz nah um ihn herum die Wände mit Büchern über und über bedeckt; unter dem Lehnstuhl der treue Kater, dem die Verteidigung der Schätze gegen die Mäuse übertragen ist. Man denkt an die vielen Nächte, die Petrarca in seinem „Studiolo“ durchwacht und deren stille Wollust er, je älter er wird, um so feuriger gepriesen hat; man denkt an den Sommermorgen, da man ihn in solchem Lehnstuhl, auf die Bücher hingsunken, tot aufgefunden hat.

Doch ist es gut, zu wissen, daß es auch einen anderen Petrarca gegeben hat: der die Frauen liebte und die Geselligkeit, in der sie herrschen, und die Abende mit Freunden und Glanz und Eitelkeit der Welt; der von der modischen Eleganz, die er als Student aus

dem weltstädtischen Bologna mitbrachte, auch in reifen Jahren noch eine betonte Gepflegtheit seines Äußeren behält, und von der Freundschaft mit den Colonna bis an sein Lebensende diesen Hang zum Starken und Prächtigen bewahrt, der ihn immer wieder an den anrühigen Höfen der italienischen Signore festgehalten hat. Das ist der Weltmann Petrarca (den die Gelehrten so wenig leiden mögen); auch von ihm trägt der Bücherfreund Züge. Die Neigung zu ästhetischer Wertung, die bei ihm Schaffen wie Leben weitgehend bestimmt, zieht mit Notwendigkeit die Bücher in den Kreis dessen, was er nicht anders als schön und erlesen um sich dulden will. Edle Papiere (meistens läßt er Pergament verwenden) und kostbare Einbände erscheinen ihm bei einem wertvollen Werk unerläßlich, und es betrübt ihn aufrichtig, wenn er einmal ein nicht mehr ganz frisches oder gar zu schlicht gebundenes Buch verschenken muß. Die Schrift will er einfach und klar, wie es dem künstlerischen Ideal seiner Dichtung entspricht; die Schnörkel der Zeit, die ihm das Schriftbild zu trüben und zu zerstören scheinen, haßt er. Es mag sein, daß es die Schreiber, die selbst auf Reisen stets unter seiner Aufsicht arbeiten müssen, nicht gut bei ihm hatten, denn er forderte von ihnen nicht nur schöne und saubere, sondern auch peinlich genaue Abschriften. Bei einem Manne, der mit so unendlicher Ausdauer an jedem Satz und Vers feilt wie Petrarca, wird man solche Forderung ohne weiteres begreiflich finden; aber die Zeit und besonders ihre Schreibereunft war solcher Einsicht noch sehr fern, und es bedurfte erst der Auswirkung des neuen Ideals stilistischer Meisterschaft, um die Verderbtheit der umlaufenden Texte klassischer Autoren sichtbar zu machen und die entsetzte Feststellung Petrarca's, die Alten würden, kämen sie wieder, jetzt ihre eigenen Schriften nicht wiedererkennen, für wahr erscheinen zu lassen.

5.

Das sind Dienste von allergrößter Bedeutung, doch liegt das Wesentliche petrarchischer Bibliophilie vielmehr in dem, was man etwa sein Leben mit den Büchern nennen könnte. Petrarca hat herrlich mit seinen Büchern gelebt, und man muß das Wort von seinen „stummen Freunden“ schon nicht mehr als ein dichterisches Bild, sondern in seinem wahren Sinne sich vergegenwärtigen, um

zu begreifen, was sie ihm bedeuteten. Die wundervolle Kraft, die ihn befähigt, Antikes zu verlebendigen und ganz in den Kreis der nächsten Gegebenheiten zu ziehen und den Alten nicht anders als zeitgenössischen Freunden Briefe zu schreiben — diese merkwürdige Sicherheit läßt ihn in einem Band Homer oder Cicero nicht mehr ein beschriebenes Stück Pergament, sondern wirklich den griechischen Dichter und den römischen Redner sehen und aus jedem Vers und jedem Satz ihre lebendigen Stimmen hören.

Er zieht daraus einen Glauben an das Buch wie an keine andere Macht der Welt, und wenn er uns von seinem Hausverwalter zu Vaucluse erzählt, daß der oftmals einen lateinischen Band voll scheuer Ehrfurcht an die Brust gedrückt habe und durch die Berührung allein sich gelehrter und glücklicher gefühlt habe, so spiegelt sich auch darin für uns nur die Andacht seines Herrn: der doch auch seinen griechischen Plato hat, den er nicht lesen kann, und mit dem er sich trotzdem eins und glücklich fühlt, wenn er ihn seufzend an sich drückt.

Hier stehen wir an den unscheinbaren Quellen der großen Strömung des Humanismus, der — alle Bibliophilie hinter sich lassend — das Buch zu einem bestimmenden Faktor abendländischer Kultur und geradezu zum Prinzip einer neuen Daseinsform erhoben hat. Die Andacht zum Buch, der Glaube an die Gewalt des Wortes, die Überzeugung, daß Schreiben eine Kunst und deshalb eine Macht sei, — das sind die Kräfte der neuen Bewegung, für die die Welt der Bücher nun die einzig wirkliche ist. Hier, mit Petrarca, beginnt Europas literarisches Zeitalter und das Buch seinen Siegeslauf; und hier zuerst überkommt uns eine Ahnung, daß darin auch schon die Erfindung der Druckkunst beschlossen sei und nun langsam, aber stetig sich erfülle: aber nicht als des Zufalls Spiel (wie wir „erfinden“ noch immer uns deuten), sondern als notwendiges Geschehen unseres kulturellen Schicksals.